

Felix Körner SJ

# Der Aufbruch der Jesuiten

*Die Gesellschaft Jesu*

## Eine neue Zeit

Wir leben in einer spannenden Welt. Sie kann uns allerdings auch Angst machen. Christen empfinden sich als Minderheit, und das selbst in Gegenden, wo bis vor Kurzem noch alles christlich zu sein schien: Festzeiten und Lebensrhythmen, das Bildungs- und das Pflegewesen, Denkmuster und Grundwerte, ja sogar Redensarten, Singweisen, Baustile und Bildwelten. Nun war die alte Zeit, nach der man sich zurücksehnen möchte, so gut auch nicht. Aber unbestreitbar ist das Christsein heute angefragt, unüberhörbar infrage gestellt, unübersehbar herausgefordert. Und worin besteht sie bitte genau, die Herausforderung? Wir leben in einer Welt der Pluralität und Subjektivität.

## Die vielen Stimmen

Zum einen wollen widersprüchliche Stimmen die Stimmung prägen. Das ist ein Zeichen von Freiheit. Zum Glück gibt es sie. Nur prallen deshalb auch angeblich religiöse Identitätsversprechen und angeblich aufklärerische Entlarvungsversuche aufeinander. Es ist nicht mehr klar, was unsere Kultur orientiert, ja, was unsere Kultur ist. Das Evangelium findet zwar überraschendes Interesse. Aber es ist nur eine Stimme unter vielen. Kirche ist nicht

mehr deckungsgleich mit Nation. Die Kirche ist aber auch nicht zu einer Konfession geworden, zur Bekenntnistruppe der Entschiedenen. Was ist die Kirche dann? In derartiger Pluralität kann das Christuszeugnis wieder das sein, was es anfangs war: Inspiration. Das ist eine große Aufgabe – den Menschen einen anderen Ort zu eröffnen, an dem die Logik der Frohen Botschaft lebt, ihnen im Konzert der Meinungen eine überzeugende Sichtweise aufzuzeigen, Deutung und Orientierung anzubieten, kompetenter Gesprächspartner zu sein vor neuartigen Entscheidungsfragen, Kritik und Ermutigung zu werden durch Wort und Beispiel, durch Ideen, aber auch als die sichtbare Gemeinschaft, die heute schon das lebt, was wir am Ende für alle erhoffen: das Füreinander-da-Sein. Das ist eine spannende Aufgabe. Nur: Sind wir bereit, Inspiration zu sein mitten in einer Welt wirbelnder Pluralität? Und das ist nur die eine Seite der Herausforderung.

## Die Ich-Kultur

Andererseits leben wir in einer Welt der Subjektivität. Eine Enttäuschung hat sich breitgemacht über Autoritäten und Institutionen. Man misstraut ihnen. Das ist ein Zeichen von Kritikfähigkeit und der Bereitschaft, auf die innere Stimme zu hören. Nur kann sich der Einzelne so auch in seinem Eigenen verschließen und verfangen. »Da darf mir keiner reinreden.« Selbstsicherung wird dann zum Lebensziel. Natürlich hängen die verwirrende Vielzahl der Prägeversuche und der Rückzug ins Private zusammen. Pluralität und Subjektivität verstärken sich gegenseitig. Dabei sind beide Entwicklungen nicht einfachhin schlecht. Für beide ist das Evangelium sogar mitverantwortlich. Es ist ja von Anfang an machtkritische Gegenstimme und im Herzen erfahrene Befreiung. Die Christen müssten also gerade in vielstimmiger und

ichbezogener Zeit Experten sein, Therapeuten. Wie die Pluralität uns herausfordert, Kirche der Inspiration zu sein, so fordert uns auch die Subjektivität heraus und bietet neue Möglichkeiten. Denn viele Zeitgenossen haben einen wachen Sinn für Spiritualität. Die Aufgabe lautet daher: Gewissensbildung – den Menschen helfen, vom Privatsubjekt zu verantwortlich Handelnden werden, zu Menschen für andere.

Wir leben in einer spannenden Welt; und haben eine spannende Aufgabe. Die Mitmenschen inspirieren, damit sie Menschen für andere werden können. Aber sind wir bereit? Bereit dazu und bereit dafür? Woher den Mut nehmen, woher die Kompetenz? Ja, kann man sich auf eine solche Herausforderung überhaupt vorbereiten?

Es gibt einen Weg. Wäre er ein anderer als Christus selbst, dann hätten wir doch bloß eine weitere Ideologie lanciert, wieder mal ein Patentrezept. Der Weg ist Christus. Nur: Wie können wir ihn gehen?

## Christusfreundschaft

Wer sich fragt, wie das Evangelium in Zeiten des Umbruchs, der kulturellen Konfrontationen, der Wiederentdeckung des Ichs zur gewissenprägenden Inspiration werden kann, der findet überraschende Klarheit bei Ignatius von Loyola (1491–1556). Pluralität und Subjektivität waren auch die großen Herausforderungen seines Jahrhunderts. Die sich eben noch für einheitlich haltende lateinische Christenheit hatte das Fremde entdeckt – als Infragestellung, und eine selbstbezogene Kirche hatte ihre Kritiker ins Privatfromme getrieben.

Wie lautet die Antwort des Ignatius? Man kann sie nicht in eine Sachbeschreibung packen. Man muss sie erzählen und dafür wird

man wohl mitunter eher intuitiv und suggestiv reden müssen als objektiv, deskriptiv.

Der Weg des Ignatius ist die Freundschaft mit Christus. Bevor er ihn findet, ist er heillos verstrickt in die Ichsucht. Mit gelöster Offenheit wird er später schildern können, wie er sich in sich selbst verfangen hatte: Tollkühnes Heldentum und Verzweiflung wechselten einander ab, bis hin zum Selbstmordgedanken. Denn er meint noch, eine gewaltsame Eigenleistung könnte sein Befreiungsschlag werden. Erst das eindeutige Wort seines Beichtvaters, ein Radikalfasten abzubrechen, bringt ihn heraus – in die Milde. Jetzt kann er sich beschenken lassen, jetzt lernt er Christus kennen, jetzt kann er klarsichtig empfinden und entscheiden, und sogleich hilft er anderen auf ihrem Seelen-Weg.

Es ist die Freundschaft mit Jesus, die Ignatius entdeckt hat und die in ihm wächst, die von nun an sein Leben prägt. Wer Christus, den Freund und Herrn, kennenlernt, findet den eigenen Weg, und findet heraus, dass Freundschaft und Dienst zusammengehören. Denn Dienen heißt, sich für ein Projekt einnehmen und einsetzen lassen, das nicht mein eigenes ist. In diesem Licht lässt sich die Kirche als heiliger Ort des ehrfürchtigen Betens entdecken und als aufgebrochene Gemeinschaft der unkomplizierten Hilfe. Und wie kommt man von der betenden Gemeinschaft mit Christus zur dienenden Gemeinschaft für andere?

Wie Jesus im Galiläa des ersten Jahrhunderts Menschen anspricht, so jetzt. Er traut ihnen etwas zu und ruft sie in seine Lebensschule. Er vertraut sich ihnen an und lässt sie so erleben, dass die neue Zeit des himmlischen Vaters angebrochen ist, das Reich Gottes. Hier geschieht nun die entscheidende Wende in der Freundschaft. Nach dem Herein kommt das Hinaus. Im Reich Gottes mitzuwirken, dazu sendet Jesus seine Freunde aus. In seinem Namen sollen sie heilen und versöhnen – und es gelingt

(Lk 10,17). Es ist also eine Freundschaft, die so kraftvoll ist, dass sie über das Habenwollen hinausgeht zum Schenkenkönnen.

Was die Christusfreundschaft aus einem Menschen macht, das ist unvorhersagbar spannend. Sie ist ein Aufbruch ins Abenteuer. Jemand verlässt sich. Jemand verlässt sich auf Jesus, lässt sich von ihm umgestalten und in den Dienst nehmen. Ein Herz, in dem diese Freundschaft lebt und schlägt, kann die neuen Herausforderungen des Evangeliums erkennen und anpacken, kann das Heute anerkennen als spannende Welt. Die Erfahrung des Ignatius ist also, dass man heute Gefährte Jesu sein kann.

Diese Erfahrung hat einen neuen geistlichen Weg in der Kirche eröffnet. Heute nennt man ihn »ignatianische Spiritualität«: dass Christus Menschen mit ihren besonderen Begabungen in sein Weltverwandlungsprojekt aufnimmt und aussendet. Die Erfahrung des Ignatius hat damit auch eine neue Form des Ordenslebens in der Kirche gegründet. Dieses Leben konnte nicht anders heißen als Jesu Lebensgemeinschaft, Freundeskreis, Gefährtenschaft: *Societas Jesu*. Aus der Freundschaftserfahrung des Ignatius entstand 1540 in Paris das, was man heute »die Jesuiten« nennt; und siebenzig Jahre später entstand eine ignatianische Frauengemeinschaft. Sie wuchs um die Engländerin Marie Ward und nennt sich heute entsprechend *Congregatio Jesu*.

Die Jesuiten sind seit ihrer Gründung Pioniere des Evangeliums, risikobereite Missionare, wegweisende Wissenschaftler; Sympathieträger, Grenzgänger und Provokateure. Sie sind heute mit 17.000 Mitgliedern der größte Männerorden der katholischen Kirche. Wer sie aber verstehen will, darf nicht auf Zahlen und Erfolg schauen. Was zählt, das viel beschworene Geheimnis des Ordens, ist eben der Weg der Christusfreundschaft. Deshalb ist unser Emblem das IHS. Es steht für Jesus selbst. Ursprünglich ist es das griechische Kürzel für seinen Namen. So erinnert es an seine Lebensgeschichte und seine österliche Gegenwart in diesem

Augenblick. Die Jesuiten aber deuten die drei Buchstaben IHS neu. Sie lesen: »Wir haben Jesus zum Gefährten«, lateinisch *Iesum habemus socium*. Die Gemeinschaft mit ihm, sein Stil soll eben alles Handeln prägen. Das ist die Christusfreundschaft. Sie spiegelt sich auch in den drei Grundworten der Jesuiten wider: »Unterscheidung«, das *magis*, die Formel OAMDG.

## Unterscheidung

Ignatius wagt es, auf sein Herz zu hören; und er wagt es, andere dazu zu ermutigen, dasselbe zu tun: auf ihr Herz zu hören. So erleben Menschen, wie Christus sie in seine Gemeinschaft ruft, wie er sie mit ihren Begabungen anerkennt und aussendet. Damit fühlt sich alles neu an. Das begeistert. Es gibt keine Formel mehr, aus der ich meinen Weg ableiten könnte. Es gibt kein Prinzip, über das ich meine nächste Entscheidung ausrechnen kann. Kein Fundamentalismus genügt, und auch kein Grübeln. Es ist eine persönliche Erfahrung, aus der sich meine Entscheidungen ergeben.

Intuitionen, Gefühle, Neigungen werden dabei zum Fingerzeig. Aber welcher ist der richtige? Wo ist mein Herz nur Opfer meines Eigensinns, Spielball fremder Einflüsse, und wo ist es Gewissen? Wann spricht darin Gott? Wer verantwortlich entscheiden will, muss unterscheiden. Dass Begeisterung *discretio* braucht, war schon den ersten Christen klar (vgl. 1 Kor 12,10). »Traut nicht jedem Geist« (1 Joh 1,4), sonst fällt man auf den Ungeist herein. Es gilt, »unterscheiden« zu lernen zwischen blendendem Versprechen und dem Ruf des wahren, treuen Gottes. Dann lässt man sich nicht einfach mitreißen. Das rechte Hinhören aufs Herz kann man lernen. Es gibt einen Maßstab. Natürlich ist das Kriterium wieder: Christus. Aber wie?

Eine Gewissensentscheidung braucht ihren Freiraum. Das Gewissen muss ja in Klarheit wachsen können. Es braucht also Zeit. Das gewissenhafte Herz formt sich, indem ich mich täglich Christus aussetze. Er beginnt, mich zu prägen. Wer sich vom Evangelium ansprechen lässt, lernt Jesu Stil verstehen. Wer Christi Jünger sein will, empfängt immer deutlicher seine Gesinnung (1 Kor 2,16); immer deutlicher – aber bleibend selbstkritisch, lernbereit. Diese Offenheit wird Ignatius zum Anzeichen Gottes. Wie das?

Oder nochmals gefragt: Wie unterscheide ich nun eine irreführende Einbildung vom echten Anruf des Herrn? Er ist erkennbar an der Haltung, die er selbst in mir ausbildet. Die aufgebrochene Offenheit, in der wirklich Christi Sendungswort auf mich trifft, ist liebevoll, sie ist demütig und zuversichtlich (Ignatius, *Geistliche Übungen*, Nr. 316). Was mich so trifft, kann ich als Christusruf annehmen. Ihm kann ich trauen. Was mich so trifft, macht mich zum Menschen der Versöhnung. Was mir dagegen in Augenblicken grollenden Eigensinns einfällt, wird mich nur weiter verschließen. Es muss warten, bis ich wieder in die Offenheit gelange: zur kreativen Liebe, zur barmherzigen Einfachheit, zur wachsenden Hoffnung (Nr. 316). Ignatius nennt dieses Sich-verlassen-Können auf Christus kurz »Trost«. Wer so bei Trost ist, entscheidet im Sinne Jesu.

Christus traut seinen Freunden zu, dass sie nach einer einzigen Regel leben können, zu lieben wie er (Joh 15,12). Deshalb traut sich Ignatius, einen Orden zu gründen, dessen Lebensform sich nicht in Regeln festschreibt, sondern dessen Regel die Christusfreundschaft ist. Sie ist hörbereit. Das ist unser Gehorsam. Damit man sich nicht verhöhrt, gibt es ein Kriterium: Trost – die Offenheit für Jesus. Das ist Unterscheidung der Geister.



## Mehr lieben

Der Weg der Christusfreundschaft beginnt im Hören auf das gestroste Herz. Statt dem Subjekt zu diktieren, was es denken soll, ermutigt Ignatius den Menschen, selbst zu empfinden. Was er im Herzen trägt, sein Streben, muss nicht beseitigt werden, sondern kann zur Erfüllung kommen. So wird das Streben des Herzens zum Gottesdienst. Freundschaft äußert sich als Sehnsucht. Denn ich spüre, wie das, was in mir begonnen hat, gut ist, aber wenig. Die Bitte in der Christusfreundschaft wird daher bald lauten: Dich, Jesus, tiefer kennenlernen, dich mehr lieben, dir besser nachfolgen können (*Geistliche Übungen*, Nr. 104). So sehnt ja die Liebe. Sie bejaht, was schon da ist; und weiß, dass sie dem Geliebten längst noch nicht gerecht wird. Sie sehnt sich nach mehr, aber nicht um zu haben, sondern um mehr zu geben, um wahrhaft zu lieben.

Das lateinische Wort für dieses »Mehr« der Liebe, für das Begehren, das nicht haben will, sondern sich wahrhaft zu verschenken sucht, ist *magis*. Wer wirklich in der »Gesellschaft Jesu« leben will, wird immer von dieser Sehnsuchtsbewegung der Freundschaft geprägt sein. Ein Jesuit spürt, dass er hierin seine Bestimmung findet, er bejaht also das Bisherige; aber weil er sieht, dass es der geschenkten Freundschaft noch nicht entspricht, lässt er sich darüber hinausheben. Heute möchte er daher in Erkenntnis, Gesinnung und Lebensstil Christus noch näher kommen.

Diese nicht verletzende, sondern liebevolle Infragestellung der Eigenleistung aus der Christusfreundschaft ist der tägliche Aufbruch der Jesuiten. Kein rastloses Leistungsdenken drängt dazu, keine nörgelnde Unzufriedenheit; nur die Bereitschaft, weiterzusehen und weiterzugehen. So entsteht Neues. Diese Kreativität schenkt Jesus den Seinen, wenn er sie etwa herausfordert, wie er selbst die andere Wange hinzuhalten, die zweite Meile mitzu-



gehen, ein Leben zu retten, auch wenn das gegen heilige Regeln zu verstoßen scheint (Mt 5,39–41; Mk 3,4). Wie kann ein Freund Christi heute so kreativ, so konstruktiv werden? Nur aus der österlichen Freude; aus dem begeisternden Bewusstsein, dass Christus den Tod überwunden hat und heute wirkt. Zu leben in dieser schöpferischen Kraft, das nannten die ersten Christen »dienen in der Neuheit des Geistes« (Röm 7,6). Das ist das *magis*.

## Alles

OAMDG – so steht es auf vielen »Werken« der Jesuiten; seien es ihre Schriften, seien es ihre Institutionen. Schon hundert Jahre nach Ordensgründung durchzieht ja ein Netzwerk von Jesuitenkollegien Europa, also von Oberstufengymnasien und Universitäten. Andere Kontinente kommen bald hinzu. Allein in den USA sind es heute 28, in Indien gibt es 74 solche höheren Bildungseinrichtungen.

OAMDG heißt: »Alles zur größeren Ehre Gottes« (*omnia ad maiorem Dei gloriam*). Was bedeutet das? Die Ehre Gottes ist, dass er anerkannt wird. Am Ende der Geschichte, so erhoffen die Gläubigen, wird seine Herrlichkeit, seine Herrschaft allen offenkundig sein. In dieser Hoffnung können wir ihn schon heute als Herrn der Geschichte anerkennen.

Die Rede von der »größeren« Ehre zeigt, dass wir immer vor die Wahl gestellt sind. Welche meiner Handlungsmöglichkeiten entspricht am meisten Gottes Projekt? So fragt sich das Herz, das im Trost auf die Stimme des Herrn vertraut.

Von seiner »größeren« Ehre sprechen wir aber auch, weil wir spüren, dass unsere Zeit Heilsgeschichte ist. In der Welt wächst etwas. »Immer mehr Menschen« kommen zur Anerkennung Gottes (2 Kor 4,15); und wir sind gesandt, an dieser Wachstumsge-

schichte mitzuarbeiten. Daher steht auf Jesuitenwerken, sie mögen »zu Gottes größerer Ehre« dienen. Warum aber »alles«?

Wenn sich ein Mensch in den Dienst des Herrn stellen lässt, ordnet sich sein Leben. Alles Tun bekommt eine Ausrichtung, alles Geschehen findet seinen Platz im großen Zusammenhang. Alles wird erkennbar als die eine Geschichte Gottes. In ihr kann ich alle Stücke meines Lebens als sinnvoll, als zusammengehörig erkennen. So in den Freundschaftsdienst Christi aufgenommen, kann ich auch das Alltägliche zu Gottes Ehre tun (vgl. 1 Korinther 10,31). Auch das Banale, sogar das Schmerzhaftes, wenn alles anders läuft als gewünscht, erhält so eine freudige Würde. Auch was gar nicht nach wohlriechender Liturgie aussieht, wird Gottesdienst. »Alles« – das sagt die freudige Dienstbereitschaft, die den Alltag der Christusfreunde durchstrahlt.

Aber »alles« ist auch die Radikalität, mit der ein Jünger Jesu bereit ist, alles zu geben. Keine Habe, kein Hintergedanke, kein Herzenskämmerchen wird dem Herrn vorenthalten. »Nimm, Herr, und empfang meine ganze Freiheit: mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen, meine Habe und meinen Besitz« (*Geistliche Übungen*, Nr. 234). Nicht, weil dies alles wertlos wäre! Vielmehr: »Damit du es lenkst, nach deinem ganzen Willen«. – »Alles« spricht also vom Gefüge des Dienstzusammenhangs und von der großzügigen Hingabe, mit der der Freund dem Freund alles zur Verfügung stellt. Aber »Alles« – das sagt noch etwas Drittes.

Die Jesuiten sind zwar ein Orden, aber sie haben keine Klostermauer. Sie sind zwar eine priesterliche Gemeinschaft, aber sie tun selten genau das, was man von einem anständigen Pfarrer erwartet. »Überall in der Kirche, an den schwierigsten und vordersten Fronten, bei ideologischen Auseinandersetzungen, dort, wo soziale Konflikte aufbrechen, wo die tiefsten menschlichen Wünsche und die ewige Botschaft des Evangeliums aufeinander-

stoßen, da waren immer und sind Jesuiten.« So empfand es 1974 Papst Paul VI. Gut dreißig Jahre später sagte es Benedikt XVI. genauso (21. Februar 2008). »Alles zur größeren Ehre Gottes«, das ist nämlich auch Ausdruck für das, was der Jesuitentheologe Karl Rahner († 1984) die »Weltfreudigkeit« der ignatianischen Mystik nannte: die unverklemmte Bereitschaft, über die Grenzen des Kirchhofs, des Klerikalen, des Konventionellen hinauszugehen. Damit wird das »alles« zur Gewissensfrage: Welche Menschen, welche Lebenswirklichkeit übersehen wir gerade, welcher Schrei wird heute überhört? Die Gesandten Christi werden ihren Herrn immer fragen: Wohinein müssen wir uns als Nächstes wagen, um wirklich Licht der ganzen Welt zu sein? (2 Kor 5,20; Mt 5,14). Wenn wir uns auch in neue Arbeitsfelder, Lebensbereiche, Glaubenswelten und Erkenntnishorizonte aufmachen, verlassen wir damit aber nicht die Kirche. Die Gemeinschaft der Glaubenden braucht ja Pioniere, die die Verfahren und Einsichten der Wissenschaften, die Weisheit der Un- und Andersgläubigen, die Erfahrungen der Leidenden und die Kritik der Enttäuschten in das Selbstverständnis der Kirche zurückbringen.

Deshalb gibt es Jesuiten in den schwierigsten Flüchtlingslagern und an den schwierigsten Universitäten der Welt. Deshalb wollte auch Pater Frans van der Lugt SJ die zerschossenen Häuser von Homs und ihre Bewohner nicht verlassen, obwohl er ahnte, was geschehen musste. Ich bin Pater Frans begegnet, als ich zum Arabischlernen in Damaskus war. Er zog mich gleich in ein Projekt hinein. Jugendliche Christinnen und Christen aus ganz Syrien und dem Libanon hatte er dafür gewonnen, tagelang zu Fuß ihre Heimat zu erkunden. Es wurde geschwitzt und geklagt, gebetet und gefeiert, Hoffnung gespürt und Freundschaft geschlossen. Seinem Lebensmotto und Weckruf ist der niederländische Jesuit treu geblieben: »Weiter geht's!« Der humorvolle Psychotherapeut und Sozialarbeiter hatte 48 Jahre in seinem geliebten Syrien ver-

bracht, hatte gegründet, ermutigt, vermittelt, bis 2014 eines Morgens der Schütze kam, der den 73-Jährigen erschoss. So treu und schöpferisch, so vielseitig und hingegen hat er bezeugt: Alles zur größeren Ehre Gottes.

## Ende der Welt

Was ist das also nun, der Jesuitenorden? Es ist zweifellos leichter, diese Frage für ein Kloster zu beantworten, dem die Regel den Rhythmus vorgibt, oder für eine Kongregation, bei der Gründerfigur und Einsatzaufträge die Identität prägen. Was das ist, ein Jesuit, das muss ich mich ständig fragen, und ich kann es immer wieder anders entdecken. Denn sonst sind wir nicht die Bewegung der Christusfreundschaft; und seit dem 13.3.13 gibt es eine überraschend neue Antwort auf die Frage nach unserer Identität.

Ich erinnere mich, wie wir am Abend dieses Mittwochs durch Rom huschten. Wir waren zu dritt: ein koreanischer Mitbruder, Psychologe, ein portugiesischer Jesuit, Historiker, und ich, der deutsche Islamwissenschaftler. Wir hatten gerade in unserer Gemeinschaft hier an der Gregoriana die Eucharistie gefeiert – einmal in der Woche haben wir nämlich »Kommunitätsmesse«; dabei hatten wir das Glockenläuten gehört. Seitdem wussten wir, der neue Papst ist gewählt. Gleich würde mit dem *Habemus Papam* sein Name verkündet. Wir waren, sowie wir die Messgewänder abgelegt hatten, losgerannt und standen rechtzeitig auf dem Petersplatz. Jorge Bergoglio heißt er, so hörten wir. Ich muss gestehen, mir sagte das nichts. Aber der portugiesische Mitbruder neben mir wusste: Das ist der Jesuit! Das gefiel mir nun gar nicht. Dem Papst versprechen wir doch, dass er uns mit seinem weltweiten Blick dahin senden kann, wo er es für nötig erkennt. Und die Bischöfe der Welt bitten uns um Rat, Hilfe, sogar um Kritik,

weil sie wissen, dass wir versprochen haben, selbst kein solches Amt anzustreben. Fünfzehn Jahre zuvor war in Argentinien doch einer von uns Erzbischof geworden. Es gibt immer mal eine Ausnahme, und Buenos Aires ist weit weg von Rom. Dachte ich! Nun gibt es einen Jesuitenpapst. Von seiner ersten Minute an zeigt er, was das ist, ein Jesuit.

Unser Mitbruder trat, wie es sich für einen Ordensmenschen gehört, ganz einfach vor das Volk auf dem Petersplatz; und er sprach ganz einfach: »Buona sera. – Guten Abend.« Er wirkte keineswegs aufgeregt. Er machte einen Witz – die Herren Kardinäle hätten offenbar am Ende der Welt suchen müssen, um den Richtigen zu finden. Alle lachten. Er sprach die Menschen auf dem Platz als sein neues Bistum an. Das ist schon ein theologisches Programm. Denn der Papst ist nicht Chef des kirchlichen Zentralkomitees, sondern Bischof von Rom, das in der Weltkirche »den Vorsitz der Liebe« hat: So hatte es der frühchristliche Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien an die Römer geschrieben (ca. 100 n. Chr.) und so zitierte es nun der neu gewählte Papst. Damit sind die Kirchen vor Ort Schwesterkirchen, keine Filialen Roms; damit sind die Bischöfe Kollegen, keine Papstvertreter.

Dann bat er die Menge um ihr Gebet. So führte er uns auf dem Petersplatz in eine ergreifende Stille. An deren Ende malte der koreanische Mitbruder neben mir sogar ein Kreuz in die Luft, als würde er es dem neuen Papst auf die Stirn zeichnen. Trotzdem brauchten wir alle noch zwei Tage, bis wir uns an den Gedanken gewöhnt hatten: Papst ist einer von uns – und einer, von dem alle gehört hatten, dass er keine Angst davor hat, anzuecken.

Aber dann läutete an der Pforte unserer Ordenszentrale das Telefon. Der Anrufer wollte den Generaloberen sprechen und sagte: Ich bin Papst Franziskus. Der Pförtner glaubte das nicht, er hatte einfach zu oft Jesuiten an der Leitung gehabt, die sich spaßeshalber als jemand anderes ausgaben. Aber die Stimme fragte den

Pförtner, wie er denn heiÙe – und ihm wurde klar, das ist wirklich der Papst, ohne Vorzimmer. Kurz darauf ging der Ordensobere hinüber zum Papst. Das Foto dieser historischen, herzlichen Umarmung hing wenige Tage danach schon an vielen Jesuitenwänden; auch bei mir hängt es über dem Bett. Denn dieser Papst erklärt mir, was es heißt, Jesuit zu sein – indem er uns vorführt, was es heißt, Kirche zu sein.

## Franziskus

In seinen *Geistlichen Übungen* schlägt unser Ordensgründer Ignatius »Betrachtungen« vor. Mit den inneren Sinnen können wir Christus begegnen. Einmal begegnen wir ihm, wie er seine Jünger aussendet. Es ist eine Szene von schlichter Klarheit (Nr. 144–146). Jesus sagt etwa, dass wir die Menschen nur befreien können, wenn wir sehen, was uns gefangen setzt. Herrschsucht und Habsucht machen uns abhängig. Wie können wir frei werden, um andere zu befreien? Der Schlüssel ist, den Ruf Jesu anzunehmen. Er ruft alle in die Haltung der inneren Freiheit. Sie heißt neutestamentlich »geistliche Armut«; und Jesus ruft einige auch in die Besitzlosigkeit, in die materielle Armut. Diese Armut aus Berufung ist Freiheit. Denn wer auf Statussymbole verzichtet, in erkennbarer Einfachheit lebt, stellt sich außerhalb der korrupten Netzwerke, die mit einer Spende für den guten Zweck Unrecht überspielen. Wer darauf verzichtet, stößt an und steht damit schon bei den Herausgefallenen, ist für sie erreichbar und verständlich. Jesus fühlte sich in diese Art der Armut gesandt: prophetische, apostolische Menschennähe. Franz von Assisi († 1226) hat diese Lebensform in einer Zeit wiederentdeckt, die den armen Jesus nicht sehen wollte; und 300 Jahre später wird für Ignatius von Loyola ein Franz von Assisi wieder zum Inbegriff glaubwürdiger Christuskirche.



(Nr. 364). Dass sich nun ausgerechnet der Jesuitenpapst Franziskus nennt, überrascht daher keinen, der die ignatianische Christusfreundschaft kennt: Sie ruft in eine befreiende Armut.

Als wir auf dem Petersplatz standen und erfuhren, für welchen Namen sich der neue Papst entschieden hatte, hörten wir aus dem Munde einer Römerin neben uns einen eindrücklichen Protest: »Franziskus? Das ist keine Papstname! Franziskus ist zu heilig für einen Papst.« Damit hat sie treffend ausgesprochen, wie skandalös der Anspruch ist, wie übermenschlich der Ruf ist, mitten in der Kirche wirklich Gefährte Jesu zu sein.

## Wahl der Barmherzigkeit

Auf sein Wappen brachte Papst Franziskus natürlich das IHS-Zeichen; und er übernahm den Wahlspruch, mit dem er schon sein Bischofsamt überschrieben hatte. Er stammt aus der Betrachtung eines Benediktinermönchs namens Beda († 735). Beda erklärt die Berufung des Apostels Matthäus. Deshalb ist diese Betrachtung auch die Kirchenväterlesung des Stundengebets am Matthäusfest. Beda stellt sich vor, dass Jesus den Zöllner Matthäus, einen Kollaborateur des Besatzerregimes, mit einem besonderen Blick ansieht. Der Blick ist voller vergebungsbereiter Barmherzigkeit – *miserando*. Aber Jesus schenkt nicht nur Mitleid, indem er vergibt, vielmehr schenkt er Barmherzigkeit, indem er dem so Angeschauten ein neues Herz gibt, ein Herz für die Armen: Barmherzigkeit. Und dies geschieht, indem Jesus seinen Jünger erwählt – *eligendo*. Das heißt, er schenkt ihm die Würde der Freundschaft – und setzt ihn ein in sein Projekt, die Welt zu wandeln: das Reich Gottes zu verkünden. Mit diesen beiden Worten kann man die ganze Geschichte der Christusfreundschaft ausdrücken, die Ignatius von Loyola den Menschen eröffnet: Barmherzigkeit und Wahl. Das ist



Vergebung und Verwandlung, Einbeziehung und Einsatz. »Was heißt Jesuit sein? Erfahren, dass man als Sünder trotzdem zum Gefährten Jesu berufen ist.« So formulierte es die Ordensversammlung, an der Pater Bergoglio 1974/75 als Provinzial der argentinischen Jesuiten teilnahm (32. Generalkongregation, Dekret 2, Nr. 1); und so steht es jetzt im Papstwappen: »Der dir Barmherzigkeit schenkt, hat Großes mit dir vor« könnte man es vielleicht wiedergeben – *miserando atque eligendo*: ein Kirchenväterwort, ein päpstlicher Wahlspruch, eine neue Kurzformel der ignatianischen Christusfreundschaft.

## Die Freude des Evangeliums

Noch im Jahr seiner Wahl richtet sich Papst Franziskus in einem langen Brief an die Weltkirche. Es ist ein »Apostolisches Schreiben«, mit Schwung, ja oft mit Humor verfasst, es ist auch Exhorte – herausfordernde Ermahnung, und es ist voller Formulierungen, die meine argentinischen Mitbrüder als »echt Bergoglio« empfinden. Was aber darin steht, ist zugleich typisch jesuitisch – und zentral christlich. Der Grundgedanke ist der folgende: Wer die Freude über die Begegnung mit Christus erlebt hat, wird sie weitergeben. Wer die Freude Christi nicht verlieren will, der wird sie gerade verschenken. Christen sind gerufen, »missionarische Jünger« zu sein, also zugleich lern- und einsatzbereit. Was aber meint Franziskus mit »missionieren« und »evangelisieren«? Das ist keine Strategie gegen Konkurrenten auf dem Religionsmarkt. Ich denke an den US-Amerikaner, den ich in der Türkei kennenlernte: Er gestand mir, dass er sich in seiner Missionsgesellschaft manchmal vorkommt wie ein Staubsaugervertreter: »Wenn ein möglicher Kunde bei meinem dritten Besuch immer noch nicht anbeißt, soll ich ihn aufgeben.« Franziskus hat ein anderes Ver-

ständnis vom Evangelisieren: »das Reich Gottes in der Welt gegenwärtig werden lassen« (Evangelii gaudium 176). Das ist ein befreiend weiter Begriff der Evangelisierung. Denn so gehört auch das einfache Dabeisein, die absichtsfreie Freundschaft, der liebevolle Dienst, die soziale Unterstützung oder die Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen zu dem einen Auftrag der Kirche: zu evangelisieren. Wer demütig und mutig, einfallsreich und einsatzbereit »evangelisiert«, erlebt das Glück der Zeugen Jesu. Das ist die Botschaft, die schon im Titel des Papstbriefes steckt: *Evangelii gaudium* – »Die Freude des Evangeliums«.

## Erinnern

Die biblische Weise, in der Zeit zu leben, heißt »erinnern«. Es geht nicht ums Zurücksehnen nach dem Verflissenen. Erinnern ist vielmehr die dankbare Anerkennung, dass wir in Gottes Geschichte leben. Er hat Großes an uns getan. In den heißen römischen Augusttagen 2013 traf der neue Papst öfter den Schriftleiter der Jesuitenzeitschrift *La Civiltà Cattolica*. Ein Interview entstand. Pater Antonio Spadaro und der Papst kamen erwartungsgemäß auch auf das Besondere des ignatianischen Betens zu sprechen. Franziskus sagte, dass man das eigentlich nicht erklären, sondern nur erzählen kann, und fand ein originelles Wort dafür. Er sagte, ignatianisch Beten ist *memorioso*, also »erinnernd«. Wenn ich vor dem Schlafengehen noch einmal in die Kapelle hier im Haus gehe und mit dem Herrn den Tag durchgehe, dann bin ich meistens schon ziemlich müde. Ich brauche eine einfache Form. Ich beginne immer so: Ich halte mir noch einmal drei Dinge vor Augen, die heute passiert sind und für die ich Gott danken möchte. Daraus ergibt sich von allein die Atmosphäre, das Geglückte und das Missglückte mutig anzusehen – und das Kommende. So wird

die Erinnerung zum *magis* – »dir besser nachfolgen, das bitte ich, Christus«; und so wird die Christusfreundschaft zum Aufbruch.

## Unabgeschlossen

Wenn Papst Franziskus das Denken der Jesuiten beschreibt, sagt er: Es ist unabgeschlossen. Damit spricht er die Offenheit an, immer neu hinzuhören, das Herz wachzuhalten, statt es mit fundamentalistischen Antworten stillzustellen. Unabgeschlossen lebt, wer bereit ist, neue Wege zu sehen und zu gehen. Dem Jesuitenpapst wird nicht alles zu Gold, was er anfasst: 2014, kurz nach dem Pfingstgebet, zu dem er den israelischen Staatspräsidenten Peres und den Palästinenserpräsidenten Abbas in die vatikanischen Gärten eingeladen hatte, brach der menschenverachtende Gaza-Krieg los. Franziskus hat nicht die Patentlösung; er kann nur aufhalten und vielleicht öffnen: gegen die Abgeschlossenheit der Positionen – unabgeschlossenes Denken.

Meine ersten Befürchtungen, dass die Politik seine unkomplizierte, unmittelbare, provozierende Freiheit als übergriffig missverstehen würde, bestätigen sich nicht. Nicht als das abschließende Urteil, sondern als Bedürfnis, sich um die noch offenen Wunden der Menschheit zu kümmern, versteht die Öffentlichkeit sein Innehalten in Lampedusa bei den Flüchtlingen, an der Mauer zwischen Israel und Palästina oder bei dem koreanischen Vater, der seine Tochter beim Fährunglück verloren hat. Nicht das Kalkül bewegt ihn, sondern die Barmherzigkeit. Aber gerade so setzt er Umorientierungen in Gang. Das ist das unabgeschlossene Denken.

## Komm

Nach dem Abitur fragte ich mich manchmal: Bin ich vielleicht zum Jesuit-werden berufen? Ich stieß damals auf ein Wort von Pedro Arrupe, der den Orden bis 1981 geleitet hat. Er war gefragt worden, was er einem jungen Mann in meiner Lage raten würde. Seine Antwort hatte ich mir damals über den Schreibtisch gehängt:

Ich würde ihm sagen:

Komm lieber nicht, wenn du Angst bekommst und nervös wirst.

Komm nicht ohne Liebe zur Kirche wie zu einer Mutter, nicht wie zu einer Stiefmutter.

Komm nicht, wenn du glaubst, der Gesellschaft Jesu einen Gefallen zu tun.

Komm, wenn dein Lebenswunsch ist, Christus zu dienen.

Komm, wenn du ein festes Rückgrat hast, einen vernünftigen, offenen und klaren Geist, ein Herz, größer als die Welt, und die Fähigkeit, über einen guten Witz zu lachen – und gelegentlich auch über dich selbst.

Nun muss ich sagen, ich bin damals bei dem Gedanken, die Jesuiten könnten meine Zukunft sein, manchmal ganz schön nervös geworden – und trotz Pater Arrupes Warnung gekommen. Ob ich, wie es Pater Arrupe erwartet, gelegentlich über mich selbst lachen kann? Hm! Ich lebe hier in Rom mit 72 anderen Jesuiten zusammen; die meisten sind Professoren. Das kann richtig nerven. Ich nehme sie sicher zu ernst und mich. Aber es ist schon toll zu spüren, wie Bischöfe der ganzen Welt uns trauen und uns ihre jungen Leute schicken, damit wir sie zu glaubwürdigen Zeugen

ausbilden – und wie die Studierenden sich trauen, mit ihrer Begeisterung und mit ihren Zweifeln zu kommen: Dieses Jahr sind es in meiner Vorlesung 145 junge Menschen aus 40 Nationen. Und es ist schon ein Geschenk, in der weltweiten Gesellschaft Jesu leben zu können. Ich durfte Mitbrüder kennenlernen, die mich bewegt haben, an einigen wunden Punkten sogar geheilt, denke ich: Meister, Lehrer, Vorbilder, Begleiter, Mitstreiter, auch ein paar echte Freunde; die ich zwar nicht so oft sehe, über die ich mich aber täglich freue.

[www.jesuiten.org](http://www.jesuiten.org)

[www.inigomedien.org](http://www.inigomedien.org)

[www.jesuitenmission.de](http://www.jesuitenmission.de)

[www.berufung.jesuiten.org](http://www.berufung.jesuiten.org)

[www.jesuiten-fluechtlingsdienst.de](http://www.jesuiten-fluechtlingsdienst.de)

*Das Interview mit Papst Franziskus und sein programmatisches Schreiben:*

[www.stimmen-der-zeit.com/zeitschrift/online\\_exklusiv/details\\_html?k\\_beitrag=3906412](http://www.stimmen-der-zeit.com/zeitschrift/online_exklusiv/details_html?k_beitrag=3906412)

[w2.vatican.va/content/francesco/de/apost\\_exhortations/documents/papa-francesco\\_esortazione-ap\\_20131124\\_evangelii-gaudium.html](http://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20131124_evangelii-gaudium.html)

John W. O'Malley, *Eine kurze Geschichte der Jesuiten*, Würzburg 2015.

Ignatius von Loyola, *Bericht des Pilgers*, herausgegeben von Michael Sievernich, Wiesbaden 2006.